

Caleb Carr, Die Einkreisung
Nachwort zur neuen Ausgabe

Wie alle wunderbaren und schrecklichen Dinge war *Die Einkreisung* eigentlich nicht geplant.

Anfang der 1990er arbeitete ich als Militär- und Diplomatie-Historiker, aber meine Gedanken zu diesen beiden Fachgebieten waren zu radikal, als dass ich irgendwo eine Festanstellung bekommen hätte. Meine beiden letzten Bücher — eine Geschichte der amerikanischen Sicherheitspolitik und die Biografie eines wichtigen, in Vergessenheit geratenen amerikanischen Söldners des neunzehnten Jahrhunderts — hatten sich trotz positiver Kritiken nicht besonders gut verkauft. Selbst meine Artikel für historische Fachzeitschriften lösten immer wieder Kontroversen aus; so provozierte der Text für die *New York Times Book Review*, in dem ich die Kompetenz der Generäle im amerikanischen Bürgerkrieg infrage stellte, mehr Schmähbriefe als irgendein anderer Artikel in der langen Geschichte des Magazins.

Mein Blick auf die Vergangenheit mag durchaus kritikwürdig gewesen sein, aber auch meine Kommentare zu Gegenwart und Zukunft und zu einem möglichen verheerenden Angriff auf die USA durch zwielichtige Personen und Organisationen waren so beunruhigend, dass ich oft Schwierigkeiten hatte, selbst enge Mitstreiter zu einer Veröffentlichung zu bewegen.

Aus diesem Grund spielte ich mit dem Gedanken, mich als Romanautor zu versuchen, und erzählte jedem, der es hören wollte, dass ich mich nicht länger allein an Fakten orientieren

würde. Direkt nach dem College hatte ich bereits einen (ziemlich miesen) Roman veröffentlicht und wusste, dass man sich als Schriftsteller oder angehender Autor auf der Suche nach einem Thema am besten ein Buch vorstellte, das man selbst gerne lesen würde, jedoch nirgends finden konnte. Da ich mich stets für Verbrechen und die Prozesse der menschlichen Psyche interessiert hatte, beschloss ich, einen psychologischen Thriller zu schreiben. Als Sachbuchautor war ich allerdings zu einer gründlichen Recherche und Annäherung an mein Thema verpflichtet. Und das war, wie sich herausstellte, ein ziemlich vertracktes Unterfangen: Wie entwickelt man eine Geschichte unter Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, mit denen ich mich schon seit einer Weile beschäftigte, ohne dass sich die Leser am liebsten einen Eispickel in die Augen rammen würden?

Ich weiß nicht mehr, wann mir die Idee kam, zwei Männer in den Mittelpunkt meiner Geschichte zu stellen, die beide missbraucht worden waren — einer von ihnen wurde zum Mörder, und der andere machte Jagd auf ebensolche Mörder. Vielleicht war die Idee die ganze Zeit da gewesen; vielleicht hatte sie mir anfangs auch dabei geholfen, meine extrem unterschiedlichen Seiten in Einklang zu bringen, als ich ein intelligenter, aber furchtbar zorniger junger Mann war. Wie dem auch sei, ich musste nun vor allem die Frage klären, wie Menschen mit einer scheinbar ähnlichen Vorgeschichte sich so unterschiedlich entwickeln konnten. Dies ist genau der Punkt, an dem die meisten psychologischen Thriller eine falsche Richtung einschlagen: Es handelt sich im Grunde nicht um Erkundungen der menschlichen Psyche, sondern um konventionelle *Whodunits*, um Kreuzworträtsel in Geschichtenform.

Von Anfang an wollte ich, wie die meisten Autoren, etwas Neues erschaffen: in meinem Fall einen »*Whydunit*«, eine Geschichte, die der Leser gebannt verfolgte, obwohl er ziemlich früh wusste, wer der Mörder war. Ich wollte die prägenden Erlebnisse im Leben eines Menschen schildern und daraus die Handlung entwickeln, statt eine weitere Variation zur aristotelischen Poetik zu verfassen, der zufolge sich aus der Handlung der Charakter ergibt. Als ich dann nach anschaulichen prägenden Erlebnissen suchte, kam ich auf die Idee, dass die persönlichen Eigenschaften und Erfahrungen der Hauptfiguren eine Entsprechung in ihrem jetzigen Umfeld finden könnten.

Aufgrund meiner Beschäftigung mit Henry Adams, dem Enkel und Urenkel zweier amerikanischer Präsidenten und Vorreiter einer amerikanischen Geschichtsschreibung nach strengen, wissenschaftlichen Kriterien, hatte ich schon vor langer Zeit seinen zentralen Gedanken übernommen, dass Nationen, ähnlich wie Menschen, einen ganz eigenen Charakter besitzen, und dass es für einen Historiker die schwierigste und wichtigste Aufgabe ist, diese kollektiven Identitäten und Verhaltensweisen zu definieren. Als ich nach den Wendepunkten in der Vorgeschichte meiner beiden Hauptfiguren suchte, wurde mir klar, dass ich die Handlung vielleicht nicht in der Gegenwart ansiedeln sollte, sondern in einer Phase der amerikanischen Geschichte, als die Psychologie dabei war, sich aus ihrer Vorläuferdisziplin, der Philosophie, zu einer eigenständigen Fachrichtung zu entwickeln, um sich mit den *dynamischen* (das heißt bewussten und willentlichen) Verhaltensmustern der Menschen zu beschäftigen — im Gegensatz zu den *funktionalen* (autonomen und reaktiven) Beweggründen und Handlungsweisen. Kurz gesagt, um eine unverwechselbare Ge-

schichte zu erzählen, musste ich vielleicht jene Disziplin bemühen, die in der einen oder anderen Form zu meinem Lebensinhalt geworden war: die Geschichtswissenschaften.

Nun galt es also nicht nur eine Epoche zu finden, in die man auf elegante und originelle Weise einen psychologischen Ermittler versetzen konnte (das hatten andere Autoren mit nostalgisch verklärtem Blick bereits vor mir getan, manchmal auch mit Erfolg; aber stets auf anachronistische Weise, angefangen von Geschichten im Alten Rom bis zum mittelalterlichen England) — nein, ich brauchte ein historisches Umfeld, in dem ein derartiger Ermittler im Hinblick auf die entsprechende wissenschaftliche Erkenntnislage glaubwürdig erschien. Wie weit konnte ich in der amerikanischen Geschichte zurückgehen und gleichzeitig die Grundlagen der forensischen Psychologie in der Handlung und den Dialogen akkurat wiedergeben?

Mir kam ein glücklicher Zufall zu Hilfe, etwas, worauf j eder erfolgreiche Autor historischer Romane angewiesen ist. Inzwischen wusste ich, dass als frühester Zeitpunkt hinsichtlich der wissenschaftlichen Grundlagen jene Phase infrage kam, als William James in Harvard das erste psychologische Labor in den Vereinigten Staaten gründete: die 1870er. Sicher, es hatte auch schon vor ihm Irrenärzte und Spezialisten für Geisteskrankheit gegeben, aber die meisten von ihnen waren Scharlatane, die nur ihre eigenen Theorien gelten ließen. Aus diesem Grund wurde auch keine ihrer Lehren systematisch unterrichtet (wenn überhaupt). Das akademische Terrain war bis dahin den bedeutenden deutschen Pionieren überlassen worden.

Mit James änderte sich das alles. Nicht etwa, weil er sich für Rechts- und Kriminalpsychologie interessierte (er hatte Probleme

damit, die psychologischen Prinzipien der funktionalen Welt auf die dynamische und verhaltenswissenschaftliche Welt des Verbrechens zu übertragen), sondern weil sein Einfluss allumfassend war. Man kam Ende des neunzehnten oder Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts als ernsthafter Psychologe nicht daran vorbei, sich mit James zu beschäftigen oder die »Principles of Psychology« gelesen und sich eine Meinung dazu gebildet zu haben. Ein unfassbar langer Text und das erste wirklich erschöpfende amerikanische Werk dieser Art.

Ich spielte bereits mit dem Gedanken, die Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen war, New York, zum Schauplatz meiner Geschichte zu machen. Vor allem, um die vom Abriss bedrohten Teile der Stadt, die noch standen, darin zu verewigen (gab es je ein Gesetz, das mehr missbraucht wurde als das Gesetz zum Denkmalschutz von 1966, besser bekannt als der Landmarks Act?) sowie die kurze, wichtige Phase in den 1890ern, als Theodore Roosevelt (diejenige amerikanische Führungspersönlichkeit, die mich immer am meisten fasziniert hatte) dort Polizeipräsident war. Da ich mich in meiner Jugend eingehend mit seiner Biografie beschäftigt hatte, vermutete ich, dass er womöglich genau zu dem Zeitpunkt in Harvard studiert hatte, als James dort sein psychologisches Labor gründete. Tatsächlich stellte sich zu meinem großen Glück heraus, dass sie nicht bloß zur selben Zeit dort gewesen waren. Roosevelt hatte sogar direkt *unter* James studiert — allerdings nicht Psychologie, sondern vergleichende Anatomie. Das bedeutete, dass ich die beiden Hauptvertreter jener historischen Entwicklungen, die ich porträtieren wollte (den Vorstoß der Psychologie ins Reich der Psychodynamik und das Entstehen der modernen Kriminalwissenschaften in New York),

in der Hintergrundgeschichte als persönliche Freunde zur selben Zeit am selben Ort auftreten lassen konnte, sodass sie einander in regelmäßigen Abständen begegneten.

Jetzt brauchte ich nur noch eine Reihe fiktiver Figuren, um die anderen Aspekte dieser historischen Einflüsse zu beleuchten und sie in mein ausgewähltes Umfeld zu verfrachten, dann konnte ich loslegen. Und so erfand ich John Schuyler Moore und Laszlo Kreisler. Moore, ein Jugendfreund und Kommilitone von Theodore Roosevelt, und Kreisler, die Hauptfigur ausländischer Herkunft, ein talentierter, aber leidgeprüfter Schützling des großen James. Jeder der beiden stellte eine Verbindung zu einer wichtigen Welt dar: Moore, Kriminalreporter und schwarzes Schaf der Familie, zu den moralischen Abgründen der Stadt, und Kreisler, der kämpferische Psychiater, zu den Irrenhäusern, Gefängnissen und Armenvierteln. Als Nächstes entwarf ich die Nebenfiguren: Sara Howard, eine ehrgeizige Kriminalbeamtin; die Isaacson-Brüder, Vertreter der neuen forensischen Wissenschaft; Stevie Taggart und Cyrus Montrose, die Kreisler bei seinen Ausflügen in die zwielichtigen Gefilde der Stadt zur Seite standen. Ich arbeitete die Figuren weiter aus, bis meine Recherchen zur frühen Kriminalwissenschaft und grenzüberschreitenden Psychologie ein Konzept ergaben, das historisch, wissenschaftlich und (wie ich hoffte) emotional glaubwürdig war.

Ich fand meinen Entwurf spannend, aber das musste, wie bereits erwähnt, nicht automatisch kommerziellen Erfolg bedeuten. Außerdem wusste ich, dass meine Herausgeberin Ann Godoff, egal, wie faszinierend die Idee auch sein mochte, dagegen war, dass ich von der Sachbuchliteratur zur Fiktion wechselte. Meine Agentin, Suzanne Gluck, war ebenfalls skeptisch. Also

brauchte ich einen Plan — das heißt, einen *anderen* Plan. Und der musste genauso hinterhältig — wenn auch nicht ganz so raffiniert — sein wie der Plan in meinem Roman ...

Damals lebten wir noch nicht in einem allumfassenden Informationszeitalter, und niemand fertigte zum Spaß zu Hause an seinem Laptop gefälschte Dokumente an. Aber mit Fantasie konnte man diesen Mangel wettmachen, und meine Fantasie arbeitete auf Hochtouren. Ich verbrachte viele aufregende Stunden vor einem der alten IBM PCs, einem Riesenapparat mit kryptonitgrünem Bildschirm, dessen »Grafik« sich auf ein paar rudimentäre Vektordarstellungen beschränkte. Darum ist es vielleicht verständlich, dass mein arglistiger Verstand einen besonders teuflischen Plan ausbrütete. Ich beschloss, meiner Agentin und meiner Herausgeberin genau das zu liefern, was sie erwarteten: ein amüsanter Sachbuch. Ich wollte zunächst behaupten, dass meine Geschichte tatsächlich passiert war, und ihnen, wenn sie angebissen hatten, die Wahrheit erzählen — ich konnte bloß hoffen, dass ihr anschließendes Geschrei mich nicht rückwärts aus ihren Büros beförderte.

Wie gesagt, ein derartiges Vorhaben war damals sehr viel schwerer in die Tat umzusetzen als heute, und ich weiß nicht, ob es eine gute Sache ist, dass man so etwas inzwischen sehr viel leichter hinbekommt. Für den Plan, den ich mir zurechtgelegt hatte, benötigte ich jedenfalls alle möglichen gefälschten Dokumente, wobei die eigentliche Schwierigkeit darin bestand, das herzustellen, was letztlich den Ausschlag geben würde: ein gefälschtes Foto. Um genau zu sein, ein schlichtes Foto, das im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts »aufgenommen« worden war und Dr. Laszlo Kreisler bei einem

Besuch von Theodore Roosevelt im Weißen Haus zeigte; Jahre, nachdem die beiden mithilfe neuester psychologischer Erkenntnisse gemeinsam Jagd auf einen New Yorker Serienmörder gemacht hatten.

Heutzutage kann man einfach auf die Straße marschieren, sich den erstbesten Neunjährigen schnappen, und für zwanzig Dollar haut er einem mit Photoshop eine Fotomontage zusammen; vermutlich braucht er dafür nur den Bruchteil der Zeit, die man benötigt, um ihm zu erklären, wer Theodore Roosevelt war. Danke, Bill Gates. Damals musste ich das alles von Hand machen. Ich musste jede Menge Bücher mit alten Porträts durchblättern, um jemanden zu finden, der dem Bild des älteren Kreisler entsprach (ich entschied mich schließlich für den Komponisten Edvard Grieg). Anschließend musste ich überprüfen, ob die Größenverhältnisse und die Beleuchtung mit dem Foto von Theodore Roosevelt hinter seinem Schreibtisch übereinstimmten, das ich bereits ausgewählt hatte, und anschließend genug Fotokopien davon anfertigen (*nicht* zu Hause), um das Bild auszuschneiden und einzufügen und es nach einem missglückten Versuch noch mal probieren zu können, und noch mal und noch mal ... Als ich endlich mit dem Ergebnis zufrieden war, musste ich mein zusammengeschustertes Werk mit einer gefälschten Bildunterschrift ebenfalls fotokopieren (*nicht* zu Hause) und überprüfen, ob es echt wirkte.

Nach heutigen Maßstäben handelt es sich um eine ziemlich primitive Arbeit, wie Sie am Ende dieses Nachworts sehen werden; aber gemessen an den Maßstäben des Jahres 1992 war es von teuflischer Brillanz. Als mein Konzept fertig war, präsentierte ich es zunächst meiner Agentin Suzanne, die genauso reagierte, wie ich

es erhofft hatte: Sie war von der Idee begeistert und fand, dass man daraus ein großartiges populärwissenschaftliches Buch machen könne. Dann erklärte ich ihr, dass ich einen Roman darüber schreiben wolle.

Sie fragte nach dem Grund. Ob es nicht genug Recherchematerial gebe?

Na ja, nicht direkt ...

Suzanne nahm die Nachricht, dass ich sie reingelegt hatte, gut auf. Aber als ich ihr erklärte, dass ich meine Herausgeberin ebenfalls aufs Glatteis führen wollte, verfiel sie in ein langes Schweigen. Ann Godoff sollte erst im Laufe des nächsten Jahrzehnts zu einer einflussreichen Persönlichkeit des modernen Verlagswesens aufsteigen, aber selbst 1992 konnte sie, sagen wir mal, ziemlich Respekt einflößend sein. Wenn man Ann mit einer amüsanten, professionellen List hinters Licht führen wollte, durfte man kein Schlappschwanz sein. Suzanne meinte, ich müsse mir im Klaren darüber sein, welche Auswirkungen das auf Anns Bild von mir als seriösem Autor habe. Das war mir durchaus bewusst, aber wenn ich sie nur auf diese Weise davon überzeugen konnte, mich einen Roman schreiben zu lassen, vor allem *diesen* Roman, dann war ich dazu bereit.

Also ließ ich Ann mein Konzept zukommen, und nachdem sie es gelesen hatte, suchten Suzanne und ich für das entscheidende Treffen ihr Büro in der Innenstadt auf. Ann fand die Geschichte äußerst interessant, worauf ich ihr erklärte, dass ich einen Roman darüber schreiben wolle. Die Vorstellung behagte ihr nicht. Warum um Himmels willen ich das tun wolle? Ob es denn nicht genug Recherchematerial gebe? (Diese Frage kannte ich bereits.) Seien die Nachkommen etwa nicht kooperativ? Oder —

Schließlich musste ich mit der Wahrheit herausrücken: Es gab keine andere Möglichkeit, diese Geschichte zu schreiben. Ich hatte sie mir komplett ausgedacht.

Stoisch saß Ann für einige Minuten einfach nur da. Dann schlug sie mit voller Wucht auf ihren Schreibtisch und rief: »Verdammt noch mal! Mich hat noch *nie* jemand reingelegt!«

Nun, meinte ich nervös, würde das nicht beweisen, dass man aus der Story ein glaubwürdiges Buch machen könne?

Erneut vergingen ein paar bange Minuten, und ich erntete für meine letzte Bemerkung einen kritischen Blick. Doch dann setzte sich Anns Mut durch, wie das in Zukunft noch häufig geschehen sollte, und die Sache wurde besiegelt. Alles andere hing jetzt von mir ab.

Ich habe für meine Leser noch eine letzte Anmerkung: Ich war nicht in der Lage, die anfängliche Begeisterung für dieses Buch wirklich ganz zu begreifen und umfassend zu würdigen. Aber die Tatsache, dass *Die Einkreisung* und die Fortsetzung *Engel der Finsternis* lange genug überdauert haben — was ich vor allem Ihnen verdanke —, um zu Standardwerken des historischen Kriminalromans zu werden, übersteigt die Vorstellungskraft eines jeden Autors. Es ist die Hoffnung auf eine derartige Resonanz, die einen Autor antreibt weiterzuschreiben und die hilft, die Dämonen zu ertragen, die der plötzliche Ruhm heraufbeschwören kann (einige tun dies mit mehr Anstand als andere). Die Beziehung zwischen Buch, Lesern und Autor sollte darunter nicht leiden — und das war bei mir nie der Fall. Nicht zuletzt die Tatsache, dass ich ein Nachwort für diese Ausgabe verfassen durfte, ist Beleg dafür.

C.C.

Cherry Plain, New York, April 2006



Kurz nach seiner Vereidigung zum Präsidenten im Jahr 1901 erhielt Theodore Roosevelt Besuch von Dr. Laszlo Kreisler, der sich für die Betreuung der »schutzlosesten unter den Menschen« einsetzte: Kinder und Geisteskranke. Roosevelt stellte fest, dass Kreislers Haare, die 1896 vorzeitig ergraut waren, inzwischen ziemlich weiß wirkten; aber sein Auftreten sei ihm unverändert erschienen. »Er ist abwechselnd barsch und zuvorkommend, launisch und warmherzig«, schrieb Roosevelt nach dem Treffen, »und vertritt immer noch mit Leidenschaft seine Ansichten zur Entwicklung der menschlichen Psyche. Seine Theorien sind, wie er selbst, merkwürdig beunruhigend und unverständlich zugleich. Aber unserer Freundschaft und seinen selbstlosen Bemühungen zuliebe werde ich ihm stets Gehör schenken.« Nach Roosevelts Tod im Jahr 1919 schrieb Kreisler: »Wie ein Kind war Theodore in der Lage, viel Gutes zu bewirken, schrecklich albern zu sein und anderen nur selten Schaden zuzufügen. Man sagt gemeinhin, dass die Welt ihn vermissen wird; ich tue es ganz bestimmt.«